Klaus Scharfenstein

Von den Wahnsinnigkeiten

Aufzeichnungen

Leseprobe für die »Werkstadt«

In der verhältnismäßig frischen Morgenluft ein wenig schlotternd, habe ich dem gemächlichen Sonnenaufgang über dem weit im Osten liegenden Horizont des Meeres zugesehen. Viel zu früh wach geworden und dann aber rechtzeitig auf dem direkt vorn am Strand liegenden Baumstamm sitzend, habe ich die der Erdrotation geschuldete Veränderung meiner Position in Bezug auf die Sonne solange verfolgt, bis sich deren imposante Scheibe in voller Gänze über die Kimm erhoben hat.

Wie ein eingebranntes Negativbild schwingt die augenoptische Nachwirkung jenes Spektakels noch vor mir hin und her, während ich meine Joggingstrecke in Angriff nehme. Ich laufe entschlossener als gestern, kaltblütiger sozusagen. Es dürfte noch vor sieben Uhr sein, und die mit dieser unchristlichen Tageszeit verbundene Stimmung des nicht-freiwilligen sondern gewissermaßen berufsmäßigen Unterwegsseins hat einen anregenden Einfluss auf mein Lauftempo. Ich renne an den Hütten des rosa Mädchens vorbei – erneut erleichtert darüber, dass sich dort nichts rührt.

Anders auf dem Rückweg. Die beiden Kinder stehen schon bereit dafür, sich mit mir zu befassen, als ich wieder auf den Abschnitt bei ihren Hütten zutrabe. Sie holen mich ein und laufen neben mir her, wortlos, grußlos, ihre Tätigkeit stumm ausführend wie zwei düstere Delfine, die ein Containerschiff auf Höhe seines Bugs schwimmend begleiten. Es verursacht mir einen Kloß im Hals, dieses lautlose, kalte und unpersönliche Formationslaufen, so dass ich froh bin, als die beiden zurückbleiben, sobald die Bandas in Sicht kommen.

Ich schwimme, genieße mein Nacktsein und das zuverlässige Geborgensein in diesem Ozean, meine wohlig zunehmende Erschöpfung. Während ich auf meine Hütte zuwanke, sehe ich aus den Augenwinkeln, wie Rose gerade im Laden verschwindet. Was einigermaßen verführerische Gedanken an ein mir womöglich erneut winkendes Frühstück zur Folge hat.

Ich stehe unter der Dusche, um das Salzwasser abzubrausen, und bereue es bald. Die Hände auf dem Rücken gekreuzt, lässt mich das warme Wasser – üppig auf meinen Schädel, meinen Nacken, meine Schultern prasselnd – leichtsinnigerweise ein wenig den Kopf heben. Für einen kurzen, unguten Moment strömen die Wassermassen auf so spezielle Art und Weise über mein Gesicht, über den Mund und schließlich aufgrund einer perfiden Strudelbildung sogar ein ekeliges Stück weit meine Nasenhöhlen hinauf, dass ich sofort die Luft anhalten muss – und mich so etwas wie ein Waterboarding-Flash durchzuckt.

Was, wenn nicht *ich selbst* durch kurze Drehung meines Kopfes sowohl Mund als auch Nase unverzüglich wieder wasserfreien Atemluftbereichen zuwenden könnte, weil vielleicht auf einer Liege bombenfest fixiert?! Was, wenn nicht nur meine fixierte Lage sondern vor allem die Intensität wie auch die Ausrichtung des Wasserstrahls sich vollständig unter Kontrolle eines komplett Fremden befänden, der mir obendrein nicht im geringsten wohlgesonnen ist?! Traumatisiert und nur matte Erleichterung empfindend bewege ich meinen Kopf schließlich aus dem schrecklichen Bereich heraus und atme tief.

Mich wackelig abtrocknend, bin ich lediglich tumber Zeuge davon, wie meine hilflose, klägliche, un-

würdige, absolut unmenschliche Duschopfer-Agonie sich in blanke Mordlust verwandelt. Ich realisiere es wie nur irgendwas: Sollte mich irgendjemand, warum auch immer, einer Waterboarding-Prozedur unterziehen, so würde derjenige damit automatisch sein Todesurteil besiegeln – für den Fall zumindest, dass ich jemals wieder meine Freiheit erlangen sollte. Dann nämlich würde der verbleibende Rest meines Daseins unabwendbar der zeitnahen Beendigung des seinen gewidmet sein.

Ich knirsche mit den Zähnen, es brummt dramatisch und wie durch Resonanzschübe verstärkt in meinen Ohren. Ich fasse zwei-, dreimal instinktiv mit meiner sich gummiartig gebärdenden Rechten an die glitschige Wand des Badezimmers, ahne es mehr als dass ich es höre, wie Rose vor der Hütte unsicher hin- und her schleicht und summt und ein lautloses Tablett auf dem Tisch absetzt, und entgehe wohl einem Zusammenklappen schließlich nur deshalb, weil sich das massive Dröhnen in meinem Kopf zeitgleich mit dem Ausschalten eines Automotors vorn auf dem Gästeparkplatz gnädigerweise auf eine hinnehmbare Lautstärke reduziert.

Kurz danach bestaune ich blinzelnd das auf dem Tisch auf meiner Veranda arrangierte, solide Frühstück und bin erleichtert, dass Rose bereits gegangen ist. Ich bedauere es, sie nicht sprechen und ansehen und stumm sein hören und kein neues Suaheliwort von ihr lernen und nicht den sterilen Duft ihrer gestärkten Maid-Uniform riechen zu können – und bin dennoch froh, für mich zu sein.

Ich muss aufpassen auf mich.

*

Meine Shorts sind nass geworden, unten, von den knapp knielangen Hosenbeinen bis hoch zum Schritt. Bei der Rückkehr von einem Spaziergang über das vorgelagerte, vorübergehend trockengefallene Korallenriff haben mir die Brecher der auflaufenden Flut einen harmlosen Streich gespielt.

Matt tapse ich den Strand hoch und schlurfe dann auf das Büro zu, Aspirinversorgung im Sinn. Kaum in Hörweite, vernehme ich fremde Tonlagen von dort. Es ist kurz nach Mittag, der Wind hat sich gelegt, zugunsten einer kristallklaren Brutkastenakustik. Sie beschert mir, neben Samiras Mecker-Singsang, die ungemilderte Penetranz eines großkotzig-lauten, männlichen Yankee-Organs, welches mir quasi das Messer in der Hosentasche aufschnappen lässt. Tief ins Innere aber geht mir eine nie zuvor gehörte Frauenstimme – nur zwei, drei Sätze lang, in entspanntem Suaheli. Mein Atem stockt, mein Mund öffnet sich reflektorisch, ich bekomme eine Gänsehaut, und die Härchen auf meinen Armen machen sich gerade.

Intuitiv will ich stehenbleiben, verharren, keine zehn Schritte von der Bürotür entfernt, bevor die unpassend vehement von innen aufgestoßen wird und ich mich zum Weitergehen bemüßigt sehe.

Aus dem Büro herausmarschiert kommt die quadratisch/praktisch/gut-Ausgabe eines blassen, Fitnessstudio-gestählten Nordamerikaners im Vorruhestandsalter, mit einigermaßen lächerlich wirkendem Rotstich aller sichtbaren Partien seiner Körperbehaarung, inklusive ja wohl unvermeidlich schneidig-kurzer Army-Frisur.

Dann, mit tröstendem Zeitversatz und ruhigen Schritten ökonomischer Eleganz, *sie* – mein Atem-

stillstand und die lautlose Zusammenballung des Universums.

Sauda

Die Two-Tone-Optik meiner Shorts, oben knochentrocken-bleich, unten offenbar klitschnass-dunkel, scheint sie zu amüsieren. Während wir aneinander vorbeigehen, wechselt ihr Blick dreimal von meinen Augen zu meiner Hose, und ihre Mundwinkel zieht es jedes Mal ein Stückchen weiter nach oben.

Wir haben kaum zwei Sekunden Zeit. Sie ist Anfang Zwanzig, dunkel wie geflammtes Teakholz, und sie überragt den dramatisch älteren, weißen Kerl in ihrer Begleitung um mehrere Zentimeter. Sie ist unerbittlich, und ihr Lächeln macht mich im Vorbeigehen zu einem Abhängigen. Ich würde eine Stadt dafür in Brand setzen. Es ist ein Lächeln, dessen Verursacher oder Anlass oder tatsächlich sogar nur Zeuge zu sein mir mein Leben wert ist. Ich spüre das mit der selben Klarheit, wie ich ihr mädchenhaft-kindliches Gesicht wahrnehme, das in dunklen, ruhigen, wissenden Augen und nubisch-pointierten Wangenknochen berauschende Gegensätze findet, ebenso, wie ich den Anblick ihrer tiefschwarzen Haare aufsauge, die zu einem asymmetrischen Pagenschnitt mit auf der linken Seite hinreißend zu langem Pony frisiert sind und ihren langen, muskulösen Hals betonen, der auf seiner Rückseite eine schnurgerade Linie mit ihrem Hinterkopf zu bilden scheint. Und so, wie mich ihr rot-schwarzer Massai-Umhang beeindruckt, der ihre sportliche Figur nicht verbergen kann und der erbarmungslos-effektiv mit der retromäßig über den Knöcheln geschlitzten Röhrenjeans harmoniert, welche schließlich meinen Blick auf filigrane Fußgelenke und

aparte Füße in teuer aussehenden Gummisandalen lenkt.

Während wir aneinander vorbeigehen, dreht sich mein Kopf wie fremdbestimmt um mehr als einen Viertelkreisbogen nach links, und obwohl der räumliche Abstand zwischen uns de facto viel zu groß ist dafür, spüre ich, wie mein Unterarm den hauchzarten Flaum des ihren streift. Ich will schreien, jubeln und weinen – unterlasse aber alles zusammen, da ich mittlerweile im Büro angelangt bin, wo ich Aspirin ausgehändigt bekomme, das ich nicht brauche.

*

Hm? Lässt Er jetzt etwa seine Muskeln spielen? Fühlt sich womöglich bei Seiner Ehre gepackt, der Herr, Vater Unser – durch die unbedeutenden, ichbezogenen, dimensionslosen Nörgeleien eines seiner Schäfchen?

Ich trotte zurück zu meiner Hütte, gebe mein Bestes, dabei weder Schlangenlinien zu laufen noch wie ein Wackelstorch zu wanken. Ich male mir aus, voller Entsetzen, wie sie und ihr Rentner-Pal sich gegen das Bleiben entscheiden und nicht einchecken und ich möchte auf der Stelle laut jammernd zu Boden sinken, und ich weiß, dass sie bleiben und die Banda direkt neben meiner beziehen werden. Denn anders kann es gar nicht sein, sollte Er mich Lügen strafen wollen.

Welch aberwitziger Unsinn jedoch ist es, auch nur die leiseste Hoffnung zu hegen, Er könnte tatsächlich einen einzigen Gedanken an mich verschwenden – und sei es, um mir eine Lektion zu erteilen? Warum sollte ausgerechnet *mein* Schicksal Ihm mehr am Herzen liegen als das derjenigen unzähligen anderen Seiner Geschöpfe, die ohne großes Trara an jedem einzelnen Tag, den Er geruht, werden zu lassen, als problemlos

hinnehmbare Nebenwirkung etwa eines so beiläufigen Phänomens wie dem unablässig wiederkehrenden Gezeitenwechsel umgebracht werden? Wie viele gesegnete Individuen mögen es wohl sein, die infolge jedes einzelnen Tidehochwassers, ein- oder zweimal an jedem gottverdammten Tag, an den zigtausenden von Meereskü̈stenkilometern auf diesem Globus, jämmerlich ersaufen – nur, weil sie Luftatmer sind und sich zufällig in irgendwelchen ungünstig gelegenen oder geformten Nischen oder Höhlen aufhalten, welche sich aufgrund einer Lappalie wie dem vorübergehend ansteigenden Wasserpegel in tödliche Fallen verwandeln? Wie viele, bei jeder einzelnen Flut, global? Zehntausend? Zehn Millionen? Zehn Millionen mal zehn Millionen? Oder noch viel, viel mehr?!

Und dieselbe Kategorie Massenmord natürlich auch bei Niedrigwasser, in brutaler Regelmäßigkeit nett synchronisiert jeweils mittig zwischen zwei Hochwasserzeitpunkte gelegt. Da geht es dann vor allem den Kiemenatmern an den Kragen. Wie viele Fischchen, Schnecken, Seegurken ersticken dabei in großem Stil? Wie viele an sich harmlose, genügsame, aber immerhin doch ursprünglich *lebendige* Schwämme werden von der einhundertundfünfzig Millionen Kilometer entfernten Sonne ganz nebenbei zu Tode gedörrt, Ebbe für Ebbe für Ebbe – nur, weil diese bedauernswerten Kreaturen sich zum falschen Zeitpunkt an einem bei Niedrigwasser rücksichtslos trockenfallenden, schattenlosen Küstenabschnitt befinden?

Wenn Ihm also die langfristige Beibehaltung einer solchen physikalisch eher profanen Nebensache wie dem globalen Gezeitenwechsel offenbar katego-

risch wichtiger ist als das Dasein all der zahllosen Seiner Kreaturen, welche regelmäßig und in direkter Folge davon dahingerafft werden – wie bedeutsam kann dann etwa *ich* Ihm sein? Wie vermessen und weltfremd müsste ich sein, um es auch nur im Entferntesten für möglich zu halten, ich könnte Ihm mehr bedeuten als ein – Schwamm?!

Und falls *doch*, Herrgott noch mal: warum bloß? Weder fällt mir irgendetwas ein, womit ich eine derartige Sonderstellung verdient haben könnte, noch kann ich mir – viel weniger – vorstellen, was um Himmelswillen der mitleiderregende Schwamm getan oder gelassen haben könnte, so dass die bevorstehende Vollstreckung eines im Schnellverfahren gegen ihn ergangenen Todesurteils während der kommenden mittäglichen Ebbe gerecht und angebracht erscheinen, zumindest aber keine krasse Fehlentscheidung oder – schlimmer noch – das Resultat gedankenloser Beliebigkeit darstellen müsste.

Bevor ich meine Hütte erreiche, mache ich mit schwindelerregender Abfolgegeschwindigkeit mehrmals den 180°-Stimmungswechsel durch, der zwischen Sie-bleibt und Sie-bleibt-nicht liegt. Ich spüre einen nervösen Klumpen im Magen und den Salzgeruch von Tränen in der Nase. Ich setze mich drinnen an den Tisch, lausche der Stille über dem allgegenwärtigen Meeresrauschen und erwarte die Entscheidung.

Die Entscheidung ergeht in Form des typischen Ratterns und Quietschens kleiner Kunststoffräder. Akustisch verifizierbar sind es zweifellos zwei Koffertrolleys, die vom Parkplatz her an meinem Küchenfenster vorbei zu einer der freien Bandas gezogen werden. Wie von selbst flöten meine Lippen tonlos

Chakas »Ain't nobody«, tappen meine Finger auf der Tischplatte, ziehen mich meine Beine vom Stuhl herunter und veranstalten ein Tänzchen mit mir.

*

»Hello, hello-oo!« klingt es aus der Dunkelheit der Terrasse herein bis zu mir an den Herd, wo ich, nur in Unterhose, dabei bin, mir erneut ein Abendessen zu fabrizieren. Schnell streife ich mir ein Hemd über und zeige mich halb verdeckt in der Tür.

Es ist sie.

»Oh, hello! Ähm, sorry – I'm dressed casually ...«, bringe ich entschuldigend heraus. »Why, me too!«, sagt sie und tritt etwas näher ins Licht, lächelt.

Ihr Name sei Sauda, sagt sie, Sa-u-da, und fragt, ob ich etwas Salz für sie übrig habe.

Ich schaue sie an und fühle mich wie ein Dieb. Ihr Anblick gibt mir etwas, das mir nicht ausdrücklich zusteht – so, als würde ich mich heimlich und ungebeten an einem Buffet exquisiter kulinarischer Köstlichkeiten bedienen. Ihre Präsenz in meiner Nähe ist überwältigend, ich kann meinen Blick nicht abwenden, meine Sinne nicht dämpfen, durchlebe einen überwältigenden Moment immenser, namenloser Dankbarkeit, und registriere nebenbei eine unbändige Lust, Albernheiten zu begehen.

Sie trägt eine Art verwaschenes Strandkleid, lindgrün und blass-orange, knielang, dem der Nimbus des Nichts-drunter anhaftet. Ich reiße mich zusammen, denke an Eisberge und konzentriere mich auf ihren Salzwunsch, pflichtbewusst, und gehe zurück in Richtung Herd, so dass sie meine Bekanntgabe, ihr tatsächlich aushelfen zu können, wie auch die Nennung meines Namens und den Vorschlag, doch

hereinzukommen, bestimmt gar nicht hören kann.

Dann bin ich wieder in der Tür, strecke ihr stolz meine Salzgabe in einer schnell gedrehten Zeitungstüte hin und nenne nochmals meinen Namen. Dieses Mal so, dass sie ihn hört.

»Asante sana, Timm.« Sie lächelt, erneut. »Where are you from?«

Bolivien, sage ich und schaue ihr treuherzig ins Gesicht. Ihre Augen blitzen kurz auf, dann fangen ihre Nasenflügel an zu beben, der Mund zuckt, sie bläht die Wangen und lacht kurz und laut, ihre kleinen, weißen Zähne bleckend. »Good night then, Amigo!« sagt sie, dunkel, kehlig, und verschwindet auf ihren bloßen Füßen in der Dunkelheit.

*

Es ist milde, noch, und der Wind still. Ich laufe mit erhöhtem Tempo an ihrer Banda vorbei und zwinge mich dazu, das kleine Gebäude und seine direkte Umgebung nicht zu intensiv zu beäugen. Es liegt scheinbar unbelebt im frühen Morgenlicht, seinen Status als bewohnt nur mittels halb offener Fensterläden offenbarend. Ich zische die Steigung zur Grundstücksausfahrt hoch und reduziere oben angekommen mein Tempo nicht. Schon sticht es im Brustkorb, zerrt es dumpf und ätzend in den Oberschenkeln. Ich ziehe das Tempo an. Bolivien, ja? Was hat mich da nur geritten? Welch hirnrissig-unnötiges Risiko, sie mit einem solch blöden Ulk möglicherweise zu beleidigen!

Die Kinder scheinen auf mich gewartet zu haben und positionieren sich routiniert auf die beiden üblichen Dreieckspunkte leicht versetzt hinter mir. Dieses Mal könnt ihr euch auf etwas gefasst machen, ihr klei-

nen Wegelagerer! Ich gebe vor, sie nicht zu bemerken. Um diesen Eindruck noch zu verstärken und die vermeintliche Verantwortung für das Bevorstehende vollends den beiden Knirpsen aufzubürden, summe ich sogar eine monotone, meiner Schrittfolge angepasste Melodie vor mich hin. Gute dreißig Sekunden der stumpfsinnigen Lauferei lasse ich so vergehen, um die Illusion zu untermauern: Der peilt ja wohl nix, hat uns überhaupt nicht bemerkt!

Noch fünf, vier, drei Schritte, zwei, noch einen – und ich reiße meinen Kopf nach links herum, zu dem Jungen, so, als hätte ich ihn jetzt erst bemerkt, grunze laut AAARGH!, werfe wie in totalem Schreck die Arme halbhoch und simuliere ein dazu passendes, gefährliches Straucheln! Alles innerhalb einer halben Sekunde.

Der Junge rau OOAH!, das Mädchen spitz IIIG!, purzeln beide in echtem Schock über mein inszeniertes Erschrecken ins Gras wie zwei umgepustete Menschärgere-dich-nicht-Hütchen. Ich bleibe stehen, betrachte zufrieden mein Werk und kann nicht anders, als in Lachen auszubrechen. Der Junge hat inzwischen das Spiel durchschaut und lacht ebenfalls, wie verrückt, befeuert von Erleichterung und Bewunderung. Auf seinem Hosenboden sitzend, den Oberkörper vor- und zurückwiegend, hält er sich glucksend den Bauch. Das Mädchen klopft sich zwei, drei Halme von seinem Kleidchen – die Unterlippe der Kleinen bildet eine bedenkliche Schippe. Zu ihrer Beruhigung biete ich dem Jungen, während wir noch lachen, High-Five an. Danach greift sie schließlich trostsuchend seine Hand und beginnt piepsend zu kichern. Alles ist gut.

Später, auf dem Weg zurück, ertappe ich mich bei dem Gedanken, Sauda wäre Zeugin meiner Showeinlage für die Kinder gewesen. Ich sonne mich in der infantilen Vorstellung, wie ihr mein glänzender Lacherfolg und mein dabei deutlich gewordenes Händchen im Umgang mit Kindern insgeheim imponiert hätten. Wie sie außerdem nicht umhin könnte, anzuerkennen, was ich doch für eine sportliche und selbstsichere Figur abgebe, während ich locker-dynamisch weiterlaufe, nachdem ich den beiden kleinen schwarzen Wonneproppen noch flugs bei der Lösung einer recht anspruchsvollen Textaufgabe geholfen und sie gegen den hinterhältigen Angriff einer Rotte humorloser, ausgehungerter und tollwutinfizierter Hyänen verteidigt habe.

*

Rose schaut mit leerem Blick auf mein kaum angerührtes Frühstück. Ich kann nicht essen.

Wie kann ich essen – an einem Tag, an dem ich *sie* noch nicht gesehen habe? An dem ich noch nicht weiß, wie es ihr geht, wie sie spricht, wie sie atmet, wie sie tatsächlich aussieht, was sie macht, ob sie überhaupt existiert. Sauda, Sauda, Sa-uuuuuuuuu-da!

Es macht mir Angst, es macht mich glücklich. Dinge klären sich, mein Leben klärt sich. Es ist einfach: Sie gehört zu mir, ich nehme sie mit mir, die Zukunft ist sie und ich. Nichts sonst.

Ich will sie berühren, ich werde sie berühren, heute. Meine Fingerspitzen, mein Handrücken, mein Knie wird sie berühren. Mein Blick, mein Atem. Nicht zufällig, nicht beiläufig, sondern gebend, bittend, nehmend. Alles in Frage stellend, alles offenbarend, alles fordernd.